

Brücken nach Polen geschlagen

Der Schriftsteller Arno Surminski wird 80 Jahre alt

Von Carola Große-Wilde

Eine Anzeige für 100 Mark veränderte sein Leben. „Ungewöhnliches Manuskript über Ostpreußen sucht einen Verleger“, lauteten die Zeilen. Von sechs Verlagen erhielt Arno Surminski eine Antwort. Eine kam vom renommierten Hoffmann & Campe Verlag. „Sie lobten das Buch über den grünen Klee“, erinnert sich der Autor, der heute seinen 80. Geburtstag feiert. Der Verlag wollte jedoch seinem Autor Siegfried Lenz keine Konkurrenz machen. „Das Schreiben war jedoch so gut, dass ich damit woanders hausieren gehen konnte.“ Und so erschien sein erster Roman 1974 in einem Stuttgarter Verlag.

Mit dem großen Erfolg von „Jokehen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland?“ hatte Arno Surminski nicht gerechnet. In dem Roman hat er seine eigenen traumatischen Kindheitserlebnisse verarbeitet – von der Flucht mit dem Pferdewagen vor der Roten Armee über den Verlust der Eltern, die von der russischen Geheimpolizei deportiert wurden, bis zum beschwerlichen Weg in den Westen über Berlin, Thüringen bis nach Trittau in Schleswig-Holstein, wo ihn schließlich eine Familie mit sechs Kindern aus seinem Heimatdorf Jäglack aufnahm.

In seinem Keller stapeln sich rund 50 Ordner mit Leserbriefen, 2013 hat Surminski sie in dem Band „Jokehen oder Die Stimmen der Anderen“ zusammengefasst. Noch heute fährt Surminski regelmäßig mit seiner Frau Traute ins frühere Ostpreußen. Bereits bei ihrem ersten Besuch 1974 seien sie in seinem Heimatdorf freundlich empfangen worden. Dass er oft als Ostpreußen-Schriftsteller bezeichnet wird, ärgert ihn nicht, auch wenn es ihn etwas einschränkt. Schließlich hat er noch viele andere Bücher geschrieben: „Fremdes Land oder Als die Freiheit noch zu haben war“ (1980) über sein Leben in Kanada, „Kein schöner Land“ (1993) über die deutsche Wiedervereinigung und „Amanda oder Ein amerikanischer Traum“ (2009).



Arno Surminski. Foto: Markus Scholz

Von Milan Chlumsky

Die winzigen Räume im Haus am Wehrsteg, in denen einst Eva Vargas lebte und arbeitete, hat der Heidelberger Künstler Matthis Bacht nach einigen Jahren der Verwahrlosung übernommen, in kürzester Zeit neben seinem Beruf als Kunsterzieher umgebaut und instand gesetzt. Nun können sie kleinere Bilder, Skulpturen und Installationen aufnehmen. Für alles andere ist nicht genügend Abstand vorhanden – sofort zu bemerken an Bachts eigenen großformatigen Bildern, die im letzten Raum auf dem Boden stehend bis zur Decke reichen. Sie thematisieren die elementare Beziehung zwischen Keilrahmen, Leinwand (oder Papier) und Farbe, ohne die die Malerei nicht denkbar wäre. „Dummys“ heißt diese Serie; sie besteht aus vier Bildern, doch für alle reicht der Platz nicht aus.

Als neuer Mieter am Wehrsteg steht Matthis Bacht vor der Herausforderung, neue Konzepte zu entwickeln, die es erlauben, dem Erbe von Eva Vargas gerecht zu werden und dabei gleichzeitig eigene Vorhaben zu realisieren. Das bedeutet für ihn, dass die einmalige Lage und die einmalige Architektur des Trafohauses auch in den zukünftigen Ausstellungen und Aktionen eine herausragende Rolle spielen sollen. Konkret möchte er Künstler einladen, speziell für diesen Ort Konzepte zu entwickeln oder



Auch dieses Aquarell von Fatma Dogan ist im Trafohaus zu sehen.

Ein schwieriges Erbe

Matthis Bacht belebt das einstige Trafohaus von Eva Vargas in Heidelberg – Einzigartig in der ganzen Republik



Es herrscht wieder Leben im Trafohaus: Seit einem Jahr ist Matthis Bacht Pächter, jetzt wurde die erste Ausstellung eröffnet. Fotos (2): chl

direkt im Haus zu arbeiten. Matthis Bacht, der an der Kunstakademie in Düsseldorf bei der renommierten Professorin und gegenwärtigen Rektorin Rita McBride studiert hat, weiß genau, was es bedeutet, Kunstaktivitäten den gegebenen Bedingungen anzupassen. Denn McBride hat sowohl in ihrem Unterricht wie auch in ihren eigenen künstlerischen Arbeiten die Dominanz einer Gattung – nur Zeichnung oder nur Malerei, nur Fotografie oder nur Bildhauerei – durchbrochen. Vor allem jedoch hat sie die Bedeutung eines schlüssigen Konzeptes unterstrichen.

Das Haus am Wehrsteg ist in seiner Form einzigartig in der ganzen Republik, seine Lage ist unverwechselbar. Bacht selbst zeigt mit einer kleinen Installation, wie sich die Struktur und die Backsteinwand durch eine imaginäre Reflexion auf die Fläche projizieren lassen, als ob das Neckarwasser direkt vor dem Haus stünde und alles von der Brücke aus betrachtet würde.

Auch die für den 29. August geplante Installation des venezolanischen Künst-

lers Jaime Ramirez, in der jeder Besucher auf einem Tablet seine eigene „Trafohausarchitektur“ entwerfen und an die Wand projizieren kann, gehört zu der neuen Ausrichtung dieser Kunststätte. Solche Aktivitäten ins Zentrum zu stellen ist genauso einmalig wie die einst von Eva Vargas praktizierte „Restart“.

Vier Künstler hat Bacht zur gegenwärtigen Ausstellung eingeladen. Mit Fatma Dogan hat er bereits in Istanbul ausgestellt. Dogan zeigt schöne, zwischen Licht und Schatten angesiedelte Aquarelle sowie eine keramische Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten der Natur und der Kultur. Eine standardisierte „Untertasse“ (oder Vase) ist zu sehen, in der ein Pilz wächst.

Agnes Lux stellt eine Serie von Fotografien (eigentlich eine Briefmarkenserie mit der „Alten Brücke“) aus, die am Computer bearbeitet wurden. Ein computergeneriertes Porträt von Eva Vargas von Thomas Haider samt einer Lampenschirmcollage mit ihren Gedichten (von Thomas Haider und Chris-

tian van Doorne) bilden den zweiten Teil der Hommage an die eigenwillige Künstlerin.

Und schließlich kehrt Matthis Bacht zu der „materiellen Realität“ dieser Räume mit ihren vielfältigen Möglichkeiten künstlerischer Aktivitäten zurück. Er zeigt mit zersägten und weiß gestrichenen Rahmen, weiß getünchten Betonquadern und kupfernem Dachblech, wie sich die Quintessenz des Hauses konservieren lässt. Die Direktorin des Heidelberger Kunstvereins, Stephanie Kleinsorge, wünschte in ihrer Einführung, dass das Haus „zum lichten Bildhaueratelier“ werden möge, in dem „internationale junge Kunst ihren Präsentationsraum findet“. Mit der jetzigen Ausstellung ist der erste Schritt getan.

Info: „Transformationen“ – Arbeiten von Fatma Dogan, Agnes Lux, Matthis Bacht, Christian van Doorne und Thomas Haider, bis 16. Oktober, Infos und Öffnungszeiten unter: www.hausamwehrsteg.de

Liebermann-Bild „Zwei Reiter am Strand“ ist Raubkunst

Taskforce „Schwabinger Kunstfund“ bestätigt Verdacht – Doch wie es mit der Erbsache Gurlitt weitergeht, ist noch ungeklärt

Von Britta Schultejeans

Die Taskforce „Schwabinger Kunstfund“ hat bestätigt, was schon vorher im Grunde als sicher galt: Bei Max Liebermanns Werk „Zwei Reiter am Strand“ aus der Sammlung von Cornelius Gurlitt handelt es sich nach Einschätzung der Experten um NS-Raubkunst – „mit höchster Wahrscheinlichkeit“. Das hätten Recherchen in Archiven im In- und Ausland ergeben. Ein New Yorker Anwalt hatte Ansprüche auf das Bild erhoben. „Die Untersuchung auch dieses Bildes zeigte, gerade angesichts konkurrierender Ansprüche, wie komplex die Fragestellungen der Provenienzforschung sind und wie aufwendig sich die Recherche gestaltet“, betont Taskforce-

Leiterin Ingeborg Berggreen-Merkel. Für die Taskforce sei der Fall abgeschlossen. „Es liegt nun an den Erbberechtigten, über das weitere Vorgehen zu entscheiden.“

Doch genau das ist auch mehr als drei Monate nach Gurlitts Tod das Problem: Dem rechtmäßigen Besitzer bringt diese Einschätzung zunächst einmal noch nichts, weil die Erbsache Gurlitt noch immer nicht geklärt ist. Das Kunstmuseum Bern, dem der umstrittene, im Mai gestorbene Kunstsammler sein komplettes Vermögen und damit auch seine millionenschwere Kunstsammlung hinterlassen hat, weiß noch nicht, ob es das Erbe antreten will. Das Museum wird vermutlich die komplette gesetzliche Frist von einem halben Jahr ausschöpfen, um

sich zu entscheiden, wie eine Sprecherin am Dienstag sagte. Ende November läuft die Frist aus. Eine Anwaltskanzlei in Zürich und ihre drei Partnerkanzleien in Wien, Berlin und München sind nach Museumsangaben derzeit mit dem Erbschaftsfall befasst.

„Ziel der laufenden Arbeiten ist es, eine verlässliche Grundlage zu schaffen für den Entscheid betreffend Annahme oder Ausschlagung der Erbschaft“, heißt es in der jüngsten Mitteilung des Museums zum Fall Gurlitt. Vor gut zwei Monaten hatte die Taskforce bereits das Bild „Sitzende Frau“ von Henri Matisse als NS-Raubkunst eingestuft. Das Gemälde, das der berühmten wie umstrittenen Sammlung von Cornelius Gurlitt ein Gesicht gab, wurde einst von den Nationalsozialisten

geraubt. Rechtmäßige Besitzer sind die Erben des jüdischen Kunsthändlers Paul Rosenberg. Ebenso wie das Gutachten über die „Sitzende Frau“ hat die Taskforce nun auch die Expertise über die „Zwei Reiter“ dem Amtsgericht München als zuständigem Nachlassgericht überlassen. Was aber dann mit den Bildern geschieht, liegt in der Hand von Gurlitts Erben. Gurlitt, der Sohn von Hitlers Kunsthändler Hildebrand Gurlitt, hatte sich kurz vor seinem Tode bereit erklärt, die Washingtoner Prinzipien anzuerkennen. Das heißt, dass er von den Nazis geraubte Bilder an die rechtmäßigen Besitzer zurückgeben wollte. „Diese Verpflichtung bindet auch seine Erben“, betont Taskforce-Leiterin Berggreen-Merkel immer wieder.

Hanser-Chef Lendle plant Digitalverlag

dpa. Der Hanser-Verlag in München plant einen digitalen Ableger. „Im Moment nur so viel: Geplant ist ein neues Angebot, ein kleiner Digitalverlag, der im Herbst starten wird“, erklärte Hanser-Chef Jo Lendle (46) gestern in München. Wie genau dieses Angebot aussehen wird, wollte er noch nicht verraten. „Das Digitalgeschäft ist etwas, das wir angehen wollen“, betonte er. Sein Vorgänger Michael Krüger, der jahrzehntlang an der Spitze des Verlages stand, hatte für E-Books noch sehr wenig übrig gehabt und war der vielleicht letzte Verlagschef in Deutschland, der nicht wusste, wie man E-Books bedient. Jo Lendle leitet seit knapp acht Monaten den Hanser-Verlag. Wie sein Vorgänger ist er Verleger und Autor sowie gleich; zuletzt erschien sein Roman „Was wir Liebe nennen“.

Ritterspektakel in Schwarz-Weiß

Peter Stein inszeniert Franz Schuberts Oper „Fierrabras“ bei den Salzburger Festspielen

Von Hannes S. Macher

„Ein grauenvoller Text“ sei das Libretto von Josef Kupelwieser, konstatierte Regie-Altmeister Peter Stein vor der Premiere von Franz Schuberts selten gespielter Oper „Fierrabras“. Warum er dieses romantische Schauerstück über Karls des Großen Kampf gegen die spanischen Mauren dann unbedingt inszenieren wollte, ließ der 76-jährige ehemalige Regievoluzzer offen. Und nach der Premiere dieser Neuproduktion im Salzburger Haus für Mozart ist man über Steins Herzenswunsch, dieses pseudoheroische Ritterspektakel in Szene setzen zu wollen, auch nicht klüger.

Alles ist hier leider sehr eindimensional und holzschnittartig geraten: Die Gefolgsleute des Herrschers aus dem Geschlecht der Karolinger, der sich am Weihnachtstag des Jahres 800 in Rom selbst zum Kaiser krönte, sind edel, die muslimischen Mannen dagegen, die es zu unterwerfen gilt, üble Burschen. Die tapferen fränkischen Ritter tragen silbern

funkelnde Kettenhemden und sind in weiße Gewänder gehüllt, die Stürmer und Dränger von der iberischen Halbinsel sind dagegen in Schwarz gewandet (Kostüme: Annamaria Heinreich). Und damit ja kein Klischee ausgelassen wird, hat des deutschen Kaisers Tochter namens Emma eine blonde Kriemhild mit langen Zöpfen zu sein, während Florinda, des Maurenfürsten weiblicher Spross, jeweils den Schador festzurrt, wenn männliche Gestalten sich ihr nähern.

Klar auch, dass es bei dieser 1823 entstandenen, mit Recht selten gespielten Oper voller Schwulst und Stereotypen vor allem um Liebe, Hass, Verzicht und Versöhnung geht: Der Maurenkönig Fierrabras liebt – über alle Religionsgrenzen hinweg – Emma, die jedoch – den Standesunterschied missachtend – den armen fränkischen Ritter Eginhard vorzieht, während Florinda in den christlichen Haudegen Roland verknallt ist. Und wen wundert's dann noch, dass der Titelgebende Maurenherrscher nach etlichen Irrungen und Wirrungen in den Ritteror-



Georg Zeppenfeld als Kaiser Karl und Julia Kleiter als Emma. Foto: Barbara Gindl

den eintritt? Ohne kritische Untertöne, weder ironisch hinterfragt noch mit ak-

tuellen Bezügen zu heutigen Kriegshandlungen unter dem Vorwand der „heiligen Religion“ oder der „ethnischen Säuberungen“ unterlegt, lässt Peter Stein dieses biedermeierliche Rührstück hier nur als altbackenes Schwerterspektakel mit sentimentaler Lovestory abrauschen. Und damit die Verstörung beim Großteil des Publikums über solch eine unreflektierte Aufführung vollkommen wird, darf Bühnenbildner Ferdinand Wögerbauer unzählige Schwarz-Weiß-Prospekte ständig auf- und abrollen, auf denen ausschließlich der deutschstämmigen Ritterromantik des 19. Jahrhunderts gehuldigt wird.

Da schließt man bei so viel szenisch übertriebener Melodramatik gerne die Augen, um Schuberts schöner Musik zu lauschen. Allein die Ouvertüre, in Ingo Metzmanns hingebungsvollem Dirigat und im samtweichen Klang der Wiener Philharmoniker mit romantischem Flair herrlich zu Gehör gebracht, ist ebenso ein großartiger Genuss wie all die vom Wiener Staatsopernchor sowohl balsamisch

gesungenen Frauenchöre als auch der herzerweichende A-cappella-Chor der im Kerker der Mauren gefangenen fränkischen Ritter. Stürme lodern aus dem Orchestergraben, gepaart mit zart servierten musikalischen Impressionen

Wäre nicht auch das Sängersenemble so überragend, würde diese Produktion nicht dem hohen Niveau der Salzburger Festspiele entsprechen: Georg Zeppenfeld gibt mit tiefem Bass einen majestätischen Kaiser Karl ab, während Michael Schade mit heldischem Tenor den Fierrabras, Markus Werba mit gepflegtem Bariton den Ritter Roland und Benjamin Bernheim mit etwas tenoralem Überdruck den Eginhard bestens verkörpern. Vor allem jedoch mitreißend in Stimme und Spiel lassen Julia Kleiter als Emma und Dorothea Röschmanns herrlich strömender Sopran als Florinda die vergeigte Inszenierung vergessen.

Info: Weitere Aufführungen: 22., 25. und 27. August. Kartentelefon: 0043 / 662 – 8045-500.